

Unverkäufliche Leseprobe



Eva Gruberová, Helmut Zeller
Geboren im KZ

Sieben Mütter, sieben Kinder und das
Wunder von Kaufering I

215 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-62107-9

Vorwort

Ich kann nicht», sagte Eva Fleischmannová während des ersten Treffens in der Wohnung ihrer Tochter Marika im slowakischen Dunajská Streda. Damals, im Oktober 2007, war Eva 83 Jahre alt. Noch nie hatte sie über die Vergangenheit gesprochen, sogar ihre Tochter wusste nur, dass sie in einem deutschen Konzentrationslager geboren worden war. Fast wäre Eva nicht zu dem vereinbarten Gespräch gekommen, noch dazu mit jemandem, der ausgerechnet in Dachau lebt. Aber sie kam dann doch, weil sie nicht unhöflich erscheinen wollte, bereitete Kaffee und Kuchen, zog sich hübsch an – und schwieg. Erst als sie das Foto mit fünf Frauen und ihren Babys, eine Kopie des Fotos aus der KZ-Gedenkstätte Dachau, sah, brach sie ihr Schweigen. «Ja, das bin ich, die Frau in der Mitte.» Dann beantwortete sie zurückhaltend einige Fragen, sprach von der Selektion an der Rampe von Auschwitz-Birkenau, der ständigen Angst vor der Entdeckung ihrer Schwangerschaft durch die SS und versank wieder in Schweigen. Auf die Frage nach der Geburt Marikas reagierte sie mit einem Achselzucken. «Normal, wie bei jeder Frau.» Sie war offenbar überrascht, dass jemand aus Deutschland anreist, um eine solche Frage zu stellen. Aber so ist Eva Fleischmannová eben. Eine bescheidene Frau, die um ihre außergewöhnliche Geschichte nie Aufhebens gemacht hat. Gerade mal eine halbe Stunde dauerte das erste Gespräch. Dann sagte sie wieder: «Ich kann einfach nicht.» Sie gab uns aber eine Telefonnummer, von Miriam Rosenthal in Toronto, die wie sie und fünf weitere jü-

dische Frauen im Winter 1944/45 im Dachauer KZ-Außenlager Kaufering I ein Kind zur Welt brachten und überlebten. Miriam und Eva sind heute die letzten, die noch am Leben sind.

Nur durch einen Zufall ist das einzige Foto aller sieben Frauen und ihrer Babys gerettet worden. Es ist das Foto auf dem Umschlag dieses Buches. Eigentlich wollte die Besitzerin, eine Unbekannte, den Karton mit dieser Fotografie und ungefähr 25 anderen eines Tages, es war Anfang der 1980er Jahre, wegwerfen. Aber dann gab sie sie dem Sanitärfachmann McLaughlin, der gerade in Oster Bay in New York auf dem Gehsteig vor ihrem Haus arbeitete. Der Mann behielt aus einer Laune heraus die Fotos und vergaß sie. Zwanzig Jahre später zeigten er und seine Frau an ihrem Alterssitz in Florida das Foto einem jüdischen Nachbarn. Auf sein Drängen hin schenkte Dorothy McLaughlin im Juni 2005 das Foto dem United States Holocaust Museum in Washington. Dann, an einem Tag im Januar 2008, startete eine Internetbesucherin, Lillian Rosenthal, wie gebannt auf die Website des Museums, fassungslos, dort ein Foto ihrer Mutter zu entdecken, die einzige erhaltene oder bekannte Aufnahme von Miriam Rosenthal, die wenige Wochen nach der Befreiung des Konzentrationslagers Dachau am 29. April 1945 aufgenommen worden war. Nur wenige Tage später, wir konnten nicht wissen, dass die Aufregung der Familie über den sensationellen Fund sich gerade gelegt hatte, riefen wir zum ersten Mal Miriam an. Schon nach den ersten Minuten unseres Gesprächs waren wir von ihr begeistert. Miriam ist charmant, herzenswarm und scharfsinnig – und trotz allem, was sie erlitten hat, tritt sie dem Leben und den Menschen aufgeschlossen und tolerant gegenüber. Dispute über den Glauben nach dem Holocaust beendet die strenggläubige Miriam allerdings ziemlich rasch: «Ich habe einen Sohn aus der Hölle zurückgebracht. Wie sollte ich da nicht glauben!» Noch heute, inzwischen braucht sie eine Geh-

hilfe, kümmert sie sich um die Bewohner eines Altenheimes. Ihrer großen Tanzleidenschaft, Swing und Foxtrott, kann sie heute nicht mehr huldigen – aber sie geht noch schwimmen, zwei-, dreimal die Woche. Und bei jedem Besuch empfängt sie uns in ihrem Haus in Toronto mit dem bezauberndsten Lächeln, das man sich überhaupt vorstellen kann.

Dabei können Miriam und Eva wie alle Holocaust-Überlebenden nicht vergessen. Schrecken, Demütigung und Hunger verfolgen sie in ihren Träumen bis heute. Miriam und Eva sind sich in zwei Punkten sehr ähnlich: Sie haben eine starke Persönlichkeit und sind der Mittelpunkt ihrer Großfamilien mit vielen Enkeln und Urenkeln. Evas Leben nach 1945 war alles andere als leicht. Bis auf ihre Schwester wurde die ganze Familie, auch der Vater ihres Kindes, ermordet. Sie blieb im fremden Land allein, mit einer unehelichen Tochter, von der keiner glauben wollte, dass sie in einem KZ geboren wurde. Sie fand dennoch die Kraft weiterzuleben, vielleicht auch deshalb, weil sie vom Leben nicht mehr viel erwartete. Sie heiratete wieder, bekam ein zweites Kind, aber ihr Mann starb früh, und sie musste hart arbeiten und ihre Kinder allein aufziehen. Schließlich erkrankte sie und wurde frühpensioniert. An all diesen Schicksalsschlägen ist sie nicht zerbrochen, auch von dem Antisemitismus in der kommunistischen Tschechoslowakei ließ sie sich nicht unterkriegen. Sie war und blieb eine stolze, warmherzige und humorvolle Frau, die nie ihr Judentum verleugnete.

Welche Folgen die Begegnung mit den beiden Frauen für sie, ihre Familien und uns hatte, ahnte damals keiner der Beteiligten. Nach der Ausstrahlung der WDR-Dokumentation «Geboren im KZ» (Eva Gruberová und Martina Gawaz) in der ARD am 28. April 2010 und der daraus folgenden Ausstellung «Sie gaben uns wieder Hoffnung» (Dr. Sabine Schalm und Eva Gruberová) an der KZ-Gedenkstätte Dachau folgt nun dieses Buch, das in beiden Familien mit Freude erwartet wird. Aufge-

regt berichtete Eva bei unserem letzten Besuch, dass jetzt sogar ihre 16-jährige Urenkelin immer öfter Fragen stelle. Weder Miriam noch Eva gehören zu den Zeitzeugen, die in Schulen gehen und über ihr Schicksal erzählen. Nach dem Krieg wollten beide vergessen, waren wie die meisten Überlebenden von Schuld- und Schamgefühlen geplagt, weil sie, aber Millionen andere nicht, überlebt hatten. Sie wollten ihre Kinder vor dem Schmerz schützen und fürchteten sich vor der abweisenden Reaktion der Umwelt. Heute gehen sie mit dem Trauma unterschiedlich um. «Ich muss erzählen», sagt Miriam. Eva fällt es noch immer schwer, über die Vergangenheit zu sprechen. Häufig brach sie während unserer Gespräche den Satz plötzlich ab, ein oder zweimal berichtete uns ihre Tochter, dass ihre Mutter nach unseren Treffen den ganzen Abend geweint habe. Dieses Schweigen wollten wir respektieren. Es war ihre Art, Zeugnis abzulegen. Dass sie sich dann im Verlauf der Gespräche doch dazu entschied, mehr und mehr preiszugeben, hat uns sehr berührt, aber auch in einen Konflikt gebracht. Durften wir sie bedrängen und damit ihrem Leid noch einmal aussetzen? Wir haben keine Antwort darauf. Aber wir wissen, Eva und Miriam wollen und hoffen, dass die Leser aus ihrer Geschichte vielleicht lernen – Toleranz und Achtung für die Menschen und das Leben. Deshalb wollte Eva wohl weiter erzählen. Wenn sie dann von ihrem Elternhaus, der Liebe zu Géza und der Kraft, die ihr die Geburt ihrer Tochter im Lager gab, sprach, strahlten ihre Augen wie bei einem jungen Mädchen, und Kinder und Enkelkinder lauschten gebannt ihrer Erzählung.

Immer wieder wird die Frage nach dem Grund für das Überleben der Frauen und ihrer Babys gestellt. Man ist versucht, von einem Wunder zu sprechen. Die Nationalsozialisten betrieben den Massenmord an den europäischen Juden als staatliche Politik. Der industriellen Vernichtung in Todesfabriken fielen auch eineinhalb Millionen Kinder zum Opfer. Schwangere und Mütter mit Babys und Kleinkindern wurden

nach ihrer Ankunft in Auschwitz-Birkenau sofort vergast. Eva Schwartz, wie sie damals noch hieß, Miriam Rosenthal, Dora Löwy, Ibolya Kovács, Elisabeta Legmann, Magda Schwartz und Sara Grün brachten Kinder im Konzentrationslager zur Welt und retteten sie in die Freiheit. Diese Frauen gehörten zu den etwa 437 000 ungarischen Juden, die Mitte 1944 nach Birkenau deportiert und zum größten Teil getötet wurden. Das Überleben der Frauen hing wie bei allen Verfolgten vor allem von Glück und Zufall ab. Der Überstellungsbefehl von Kaufering I nach Bergen-Belsen und damit in den sicheren Tod war bereits ausgestellt, konnte aber in den Wirren der letzten Kriegswochen nicht mehr ausgeführt werden. Gewiss, da gab es den letzten Lagerführer von Kaufering I, der in der Nacht einige Lebensmittel brachte. Er tat dies, nach allem was wir wissen, um angesichts der militärischen Niederlage Deutschlands seine Haut zu retten. Aber die Geschichte von Eva und Miriam erzählt vor allem von der Solidarität und dem Widerstand jüdischer Häftlinge. Der polnische Kapo Heinrich Reichsfeld, der ungarische Gynäkologe Ernő Vadász und viele andere halfen unter Einsatz ihres eigenen Lebens. Wenig nur wissen wir über den Küchenkapo in Kaufering I, David Witz aus Litauen. Sein Widerstand gegen den Rassenwahn der Nazis darf aber nicht vergessen werden. «Es sind schon so viele jüdische Kinder gestorben. Eure müssen am Leben bleiben», erklärte er den Müttern seine Hilfe inmitten des Todes im Lager. Jüdische Neugeborene und Kinder hatten so gut wie keine Überlebenschancen. Vermutlich deshalb sind Überlebende wie Uri Chanoch von dieser Geschichte so berührt. Der Vorsitzende der israelischen Vereinigung der ehemaligen Kaufering-Häftlinge spricht heute von «meinen Kindern». Damals wie heute geht es um die Zukunft des jüdischen Volkes. Auch nach 2000 Jahren der Diskriminierung, Ausgrenzung und Verfolgung und nach dem unvergleichbaren Verbrechen der Shoa sind Antisemitismus und Judenfeindlichkeit nicht überwun-

den. Sie wirken in der Gegenwart weiter, in Übergriffen auf Mitglieder und Einrichtungen jüdischer Gemeinden in Deutschland und in ganz Europa. Ganz krank mache sie, sagt Miriam Rosenthal, der wieder erstarkende Antisemitismus in Ungarn.

Auch deshalb wünschten Miriam und Eva ein Buch, das ihre Erfahrungen komplexer und tiefergehend darstellen kann, als das ein Film oder eine Ausstellung vermögen. Ihre Geschichte gibt dem Schicksal der Juden im gewalttätigen 20. Jahrhundert ein weiteres Gesicht. Fast wie eine Formel, über die wir nicht mehr nachdenken, benützen wir heute den Begriff Holocaust, sprechen von der abstrakten Zahl von sechs Millionen Opfern. Die Fassungslosigkeit angesichts der Verbrechen darf nicht weggeredet und -geschrieben werden. Es traf Menschen wie Eva und Miriam, die am Anfang ihres Lebens standen, verliebt waren und eine Zukunft vor Augen hatten. Wir haben ihre Geschichte so aufgeschrieben, wie sie sie erlebt und uns erzählt haben, zusätzlich haben wir die historischen Zusammenhänge in Archiven, anhand von Dokumenten und in Zeitzeugengesprächen vier Jahre lang recherchiert sowie auf viele Forschungsergebnisse von Historikern zurückgegriffen, die im Anhang des Buches ausgewiesen sind. Besonders möchten wir Dr. Edith Raim vom Institut für Zeitgeschichte in München, einer Expertin für die Geschichte des Dachauer Außenlagerkomplexes Landsberg/Kaufering danken, die das Manuskript fachkundig geprüft hat. Herzlich danken wir auch Dr. h.c. Max Mannheimer. Max Mannheimer hat uns stets ermutigt, hat das Manuskript kritisch geprüft, durch sein unglaubliches Wissen bereichert, und er hat das Nachwort zu diesem Buch geschrieben.

Nicht weniger wichtig war uns eine andere Frage: Wie kann und muss eine Geschichte von Holocaust-Überlebenden erzählt werden? Wir haben uns für eine Form der literarischen Reportage entschieden und in der dritten Person erzählt, er-

gänzt durch Zitate der Überlebenden. Nach so vielen Jahren war die Erinnerung an manchen Stellen nur fragmentarisch, auch kam es manchmal bei der Vielzahl von Lagern zu Verwechslungen. Durch unsere Recherche haben wir so weit als möglich die Erinnerungslücken geschlossen. Von Menschen, die den Holocaust überlebten, sprechen wir heute gewöhnlich als Zeitzeugen. Aber dieser funktionalistisch anmutende Begriff sagt nichts aus über ihre Individualität, über ihr Leben davor und den beschwerlichen Weg in ein Leben danach. Auch Miriams und Evas Biografie erschöpft sich nicht in den Jahren der nationalsozialistischen Verfolgung. Deshalb berichten wir auch über die Zeit vor der Deportation und nach der Befreiung. Das war ihnen und uns wichtig. Die Geschichte der beiden Frauen hat nur vordergründig ein glückliches Ende gefunden. In Blicken und Worten Miriams und Evas wird der Satz von der Vergangenheit, die nicht vergehen will, bedrückend lebendig – aus der Sicht der beiden Frauen und ihrer Nachkommen. Auch darum ging es uns in diesem Buch.

[...]

Miriam, Komárno 1944

Laura Schwarcz zündet gerade die Kerzen für den Sabbat an, als plötzlich die Tür aufgerissen wird. Ihr jüngster Sohn Jacob stürmt herein, im Gesicht ganz bleich. Etwas Furchtbares ist passiert, schreit er, die Deutschen sind hier, in der Synagoge. Schnell, wir müssen weg! So aufgebracht hat die 21-jährige Miriam ihren kleinen Bruder noch nie gesehen. Atemlos erzählt er, wie Männer in Uniform den Rabbiner an seinem Bart gepackt und aus der Synagoge herausgezogen haben. Beeilt euch, fleht er seine Mutter und Schwester an, immer noch erschüttert von dem, was er beobachtet hat. Die dampfenden Schüsseln mit Essen stehen schon auf dem Tisch, aber daran denkt jetzt niemand mehr. Laura Schwarcz bläst die Kerzen aus. Sie müssen fliehen. Es vergeht keine Viertelstunde, schon stehen Miriam und Jacob mit einigen gepackten Sachen im Flur. Ihre Mutter öffnet den Tresor, nimmt Geldscheine und Familienschmuck heraus und stopft alles in ihre Manteltaschen. Dann sperrt sie das Haus zu, blickt rasch die menschenleere Straße hinunter und rennt mit den Kindern los.

Es ist Freitagabend, der 24. März 1944. In den Fenstern der jüdischen Nachbarhäuser leuchtet das warme Licht der Sabbatkerzen. Laura, Miriam und Jacob laufen durch die fast leeren Straßen, die Furcht, aufgehalten zu werden, treibt sie an. Nach etwa fünfzehn Minuten tauchen sie in den Lärm am Bahnhof ein. Viele Menschen warten auf die Abfahrt des Zuges nach Nové Zámky, der schon auf dem Gleis bereitsteht. Plötzlich hört Miriam den Namen ihrer Familie rufen und meint,

ihr Herz bleibt stehen. «Die Schwarcz sind da, schaut, Juden sind da!», schreit jemand. Zum Glück hören die Gendarmen, die am Bahnhof patrouillieren, die Rufe in dem Tumult nicht. Laura stößt ihre Kinder in den Zug und klettert hinterher. Schwer atmend fallen die drei auf eine Holzbank in einem freien Abteil. Die Minuten dehnen sich endlos. Aber dann fährt der Zug doch los. Miriam blickt noch einmal aus dem Fenster. Die Silhouette der mächtigen Festung, die der Habsburger Kaiser Ferdinand nach der verheerenden Niederlage der Ungarn gegen die Türken bei Mohács 1526 bauen ließ, kann Miriam im dunklen Abendhimmel mehr erahnen als sehen. Damals brachte das gewaltige Bauwerk den Menschen in der Stadt Sicherheit. Drei Jahrhunderte dauerte es, bis die sechs Kilometer lange Festung als Ring um die Stadt endlich fertig war. Doch inzwischen hatte Komárno seine militärische Bedeutung verloren, und die Anlage diente der österreichisch-ungarischen Armee nur noch als Kaserne. Die Stadt geriet in eine Wirtschaftskrise, von der sie sich erst nach dem Bau der Eisenbahn erholte. Der Anblick des nunmehr leeren Bahnhofs prägt sich tief in Miriams Gedächtnis ein. Der Zug fährt ratternd aus der Stadt hinaus, Häuser und Straßen verschwinden in der Dunkelheit.

Am 2. November 1938 besetzten ungarische Truppen den bis dahin tschechoslowakischen Teil Komárnos am Nordufer der Donau, in dem Miriam mit ihren Eltern lebte. Wie schon bis 1918 gehörte jetzt die ganze Stadt zu Ungarn. So hatten es der deutsche Außenminister Joachim von Ribbentrop und sein italienischer Kollege Galeazzo Ciano in den Nachverhandlungen zum Münchner Abkommen vom September 1938 im Wiener Schloss Belvedere entschieden. Als Verbündeter des Deutschen Reichs erhielt Ungarn 1938 große Gebiete der Süd- und Ostslowakei und der Karpatho-Ukraine, 1940 das rumänische Nordtranssylvanien und im April 1941 die jugoslawischen Gebiete Bacska und Südbaranya. 40 000 Juden aus den

annektierten Gebieten, darunter auch Miriams Familie, wurden damit zu ungarischen Staatsbürgern. Für Miriams Vater Jenö, einen überzeugten Anhänger des tschechoslowakischen Präsidenten Masaryk, bedeutete die Annexion einen herben Schlag. Bis zu seinem Tod im Herbst 1943 konnte er sich nicht mit dem Gedanken abfinden, dass die neuen Gesetzgeber nicht mehr in Prag, sondern in Budapest saßen, das er für rückständig hielt. Christliche Bewohner fühlten sich gleich in der ersten Nacht, als die ungarischen Soldaten in Komárno einmarschierten, ermuntert. Unbekannte warfen Steine in die Fenster des Hauses der Familie Schwarcz in Dunaraktpart 52. In der Straße am Donauufer wohnten viele jüdische Familien. Die goldenen Jahre, wie viele tschechoslowakische Juden die Ära der Ersten Tschechoslowakischen Republik nannten, waren vorbei. Seit ihrer Entstehung 1918 war die Tschechoslowakei für die meisten jüdischen Bürger eine Insel der Demokratie in einem von Gewalt erschütterten und antisemitisch geprägten Europa. Gleich drei zionistische Weltkongresse fanden in Prag und Karlsbad statt, bis sich das politische Klima Mitte der 1930er-Jahren verschärfte. Nicht, dass es in der Heimat von Bedřich Smetana und Antonín Dvořák keine Judenfeindschaft gegeben hätte. Aber sie war in diesem liberalen und weltoffenen Land, in dem Juden als Nation und ihre Religion staatlich anerkannt waren, nicht salonfähig wie etwa in Wien oder Budapest. Sogar noch 1938, als in BBC-Radiosendungen immer öfter von Hitlers Eroberungsplänen die Rede war und die ersten Berichte über die katastrophale Lage der österreichischen Juden nach dem sogenannten Anschluss des Landes durchsickerten, blieb Jenö Schwarcz, zumindest äußerlich, gelassen. So etwas wird in der Tschechoslowakei nie passieren, niemals, erklärte er seinen Kindern. Fast empört reagierte er, als ihm ein Verwandter vorschlug, gemeinsam mit ihren Familien nach Honduras auszuwandern. «Warum sollten wir gehen», sagte er, «mein ganzes Leben habe ich gearbeitet, um

meiner Familie ein komfortables Leben zu bieten. Wir bleiben hier.» 1939 verließ seine älteste Tochter Ella mit ihrem Mann und zwei Söhnen das Land. Sie schafften es, mit dem letzten Schiff nach Kanada zu kommen. «Wir warten nicht, bis Hitler auch zu uns kommt», sagte Ellas Mann beim Abschied zu seinem Schwiegervater. «Siehst du nicht, dass die Deutschen bereits nach Österreich einmarschiert sind?» Das Schicksal wollte es, dass Jenő Schwarcz nicht mehr erleben musste, wie sechs seiner neun Söhne – zwei waren schon vor dem Krieg nach Palästina ausgewandert, der Dritte nach Kanada – 1944 zum militärischen Arbeitsdienst zwangsverpflichtet wurden. Er starb, bevor die deutsche Wehrmacht 1944 Ungarn besetzte und der Mord an den ungarischen Juden begann.

Miriam kann nicht wissen, dass sie erst nach einer Ewigkeit in deutschen Lagern zurückkehren, aber ihr geliebtes Komárno nicht mehr wiederfinden wird. Noch am Morgen vor ihrer Flucht fühlte sie sich sicher in ihrer Stadt. Sogar vor den ungarischen Gendarmen hatte sie kaum Angst. Häufig genug bemerkte sie zwar die feindseligen Blicke christlicher Slowaken und Ungarn auf den Straßen. Ihre Familie kannte aber doch jeder, und Miriam konnte sich nicht vorstellen, dass ihnen jemand wirklich etwas Böses antun wollte. Als der Vater noch lebte, verbrachte die Familie jeden Sommer zwei Monate auf ihrem Gutshof auf der Großen Schüttinsel in der Donautiefebene, nur eine Stunde Fahrt von Komárno entfernt. Miriam liebte die unbeschwerten Tage auf dem Gutshof. Fast jeden Tag ging sie mit ihren Schwestern und Cousinen schwimmen. Ein Seitenarm der Donau verlief, keine fünf Minuten Fußweg entfernt, direkt unterhalb des Gutshofes. Stundenlang konnte Miriam den Fischern zuschauen, wie sie ihre Netze auswarfen. Abends bereitete die Köchin Marischka die köstlichen Forellen und Barsche auf dem Grill. Seit einigen Jahren lebten auf dem Familiengutshof Miriams Schwester Lilly mit ihrem Mann und zwei Kindern. Sie bewirtschafteten den Betrieb zusammen



Miriam (hält ihren Neffen im Arm) mit ihren Verwandten während der Sommerferien auf dem Familiengut. Links von ihr sitzt ihre Schwester Lilly, Vel'ký Lel, 1940

mit Miriams Bruder Alex und dessen Frau, die zwei Jungen im Alter von drei und vier Jahren hatten. Jeden Abend rief Alex den Vater an, um ihm über die Arbeit auf dem Hof zu berichten. In Komárno bewohnte die Familie Schwarz ein Haus mit sechs Schlafzimmern, zwei Bädern und einer großen Küche. Sowohl bei den nichtjüdischen Geschäftspartnern als auch unter den 2170 Juden Komárnos genoss der Gutsbesitzer und Vorsitzende der jüdisch-orthodoxen Gemeinde Jenö Schwarz großen Respekt. Und das lag nicht nur an seinem wirtschaftlichen Erfolg. Die Gemeindemitglieder schätzten auch die Wohltätigkeit des Ehepaars. Miriams Mutter Laura, die als

Kind selbst viel Not gelitten hatte, half Bedürftigen, wann immer sie konnte. «Sie hat häufig arme Leute zum Abendessen eingeladen. Wenn mein Vater am Sabbat von der Synagoge ohne Gast zurückkam, war sie enttäuscht. Mein Bruder Jacob wurde dann gleich losgeschickt, und wir mussten warten, bis er jemanden an unseren Tisch gebracht hatte.» Laura Schwarzc schärfte ihren Kindern ein, die Lebensmittel vor den Türen abzulegen und sofort zu gehen. Sie wollte den Armen jedes Gefühl von Demütigung ersparen.

Vierzehn Kinder zog das tiefgläubige Ehepaar Schwarzc in der jüdischen Tradition auf. Miriam war die Jüngste der fünf Mädchen und neun Jungen. Neben der schulischen und beruflichen Ausbildung hielt Jenö Schwarzc seine Söhne zum religiösen Studium an. Alle neun Söhne, die wie ihr Vater Landwirte wurden, besuchten eine Jeshiva-Schule, in der sie sich dem Thorastudium widmeten und über die jüdischen Gebote diskutierten. Die Jeshivas in der Südslowakei erfreuten sich eines so guten Rufs, dass sogar Studenten aus den weit entfernten ungarischen Städten den Unterricht besuchten. Die Familie war orthodox, aber auch modern eingestellt. Miriams Mutter trug natürlich eine Perücke, wenn sie das Haus verließ, sie ließ sich ihre Haare aber nicht abschneiden. Ihre Töchter sollten einen Beruf erlernen, denn obwohl sie sich wie ihre Mutter später der Kindererziehung und dem Haushalt widmen sollten, wusste man ja nie, ob sie nicht doch einmal eine gute Ausbildung brauchen konnten. «Unsere Mutter wollte aus uns keine Prinzessinnen machen.» Die Eltern planten, Miriam zum Studieren nach Budapest zu schicken. Aber die antijüdischen Gesetze verhinderten das. Auf gute Sprachkenntnisse legte das Ehepaar Schwarzc besonderen Wert. Neben Ungarisch, ihrer Muttersprache, sollten die Kinder auch Deutsch sprechen. Ein jüdisches «Fräulein» aus Frankfurt am Main nahm die Erziehung Miriams und ihrer Geschwister in die Hand. Gleich nachdem sich die junge Frau im Dienstubenzimmer des Hau-



Jenö und Laura Schwarcz, 1935

ses in Komárno eingerichtet hatte, begann für die Kinder ein Leben nach strikten Regeln. Die Gouvernante holte Miriam und ihre Schwester Lilly jeden Tag von der Schule ab, machte mit den Mädchen Hausaufgaben und lehrte sie danach Deutsch. In strengem Tonfall brachte sie den Kindern bei, wie man sich bei Tisch benimmt oder dass junge Damen auf Spaziergängen weiße Handschuhe zu tragen haben. Unnachgiebig verfolgte sie jeden Fehler. Miriam fiel es schwer, ihr Wohlgefallen zu gewinnen, vor allem, weil sie die ständigen Ermahnungen der Frau, die einen starken hessischen Dialekt sprach, oft gar nicht verstand. Das musste ein Ende finden. Sie und Lilly lagen ihren Eltern so lange in den Ohren, bis die Gouvernante mit vielen guten Wünschen nach Deutschland zurückgeschickt wurde. So kam die französische Hauslehrerin Babette zur Familie Schwarcz, und die Kinder lernten jetzt Französisch statt Deutsch. Schon bei ihrer Ankunft war Miriam von der jungen Frau aus Paris begeistert. Babette war eine Schönheit. Das fiel



Links: Miriam (sitzt im Wagen) mit ihrer Schwester Lilly vor dem Elternhaus in Komárno, 1939

Rechts: Miriam Schwarcz, 20 Jahre alt, Budapest, 1942

aber auch Miriams Bruder Alex auf, der zum Verdross seiner Eltern in eine richtige Schwärmerei für die junge Französin verfiel. So musste Miriam schon bald von Babette Abschied nehmen.

Nach und nach heirateten alle Kinder, nur Miriam und Jacob wohnten noch zu Hause. An jüdischen Feiertagen aber, das war zur Tradition geworden, versammelten sich die Söhne und Töchter mit ihren Familien im Haus der Eltern. Der Tisch, an dem sie saßen, war so lang, dass Jenö Schwarcz jedes Mal aufstehen und zum anderen Ende der Tafel gehen musste, wenn er mit seinen Enkeln sprechen oder sie auch mal rügen wollte, weil sie wieder mal zu laut waren und die Erwachsenen in ihren Gesprächen störten. Wie alle ihre Geschwister besuchte Miriam regelmäßig die Synagoge. Sie zog sich dafür immer hübsch an, und wenn sie sich sicher war, dass ihre Mutter es nicht sah, schielte sie verstohlen vom Frauenbalkon auf die

jungen Männer hinunter. Aber Miriam zog auch die Blicke auf sich. Sie liebte Mode und trug immer elegante Kleider, die sie auf Besuch bei ihrer Schwester Aranka in Budapest kaufte. Alles war handgemacht. Vanin, ein damals prominenter jüdischer Schuster aus Russland, hatte Miriam kalbslederne Stiefel gefertigt und ihre Initialen in das Leder geprägt. Sogar auf den Straßen Budapests sprachen Passanten sie wegen ihrer Stiefel an. Doch was Bekanntschaften mit jungen Männern betrifft, blieb es nur bei Blicken, denn nähere Beziehungen hatten die Eltern strikt untersagt. Und Miriam war folgsam. Nur manchmal war ihre Neugierde stärker als die Gebote der Eltern. Dem Klang der Orgel in der neologischen Synagoge konnte sie nicht widerstehen. Immer wieder betrat sie heimlich das Gebäude und lauschte der schönen Musik. Im Gegensatz zu den reformierten Juden lehnen die orthodoxen in ihren Synagogen jede Annäherung an christliche Formen des Gottesdienstes ab – so auch eine Orgel. Miriam nahm sich auch andere Freiheiten, und ihre Eltern ließen ihre Jüngste mal schmunzelnd, mal kopfschüttelnd gewähren. Wenn sie nach Budapest reiste und dort Konzerte und Theateraufführungen besuchte, hatten sie nichts dagegen. Aber es entsprach nicht ganz dem Bild einer wohlgezogenen jungen Frau aus orthodoxem Haus, wenn ihre Tochter mit dem Fahrrad durch Komárno radelte und im Sommer schwimmen ging. Aber Jenő Schwarcz drückte bei Miriam schon immer ein Auge zu. Sie war sein Liebling.

Nur einen großen Wunsch hegte Miriam noch. «Ich war 21 Jahre alt und wollte unbedingt heiraten.» Im Sommer 1943 verlobte sie sich mit dem zwölf Jahre älteren jüdischen Gelehrten Béla Rosenthal aus dem ungarischen Miskolc. Um einen richtigen Ehemann für seine jüngste Tochter zu finden, hatte Jenő Schwarcz schon Anfang des Jahres 1943 einen Schadchen, einen jüdischen Heiratsvermittler, engagiert. Bisher hatte sich nur eine seiner Töchter seinem Willen widersetzt und ihren künftigen Mann ohne Vermittler gefunden. Für alle ande-

ren wurde die Ehe arrangiert. Gefühle kann man nicht erzwingen, aber Miriam nahm sich ihre Schwestern zum Vorbild. Die meisten waren glücklich. So hoffte auch sie, durch Gottes Hilfe mit dem von ihren Eltern ausgewählten Ehemann glücklich zu werden. Gut aussehend, wohlerzogen und charmant sollte er aber schon sein. Als der Heiratsvermittler ihr dann zum ersten Mal ein Foto Bélas zeigte, war sie erleichtert. «Er gefiel mir sofort.» Laura und Jenő Schwarcz machten sich zusammen mit den zwei ältesten Söhnen auf den Weg nach Miskolc, um den künftigen Bräutigam kennenzulernen. Denn es reichte nicht, dass ihre jüngste Tochter von ihm angetan war. Sie wollten sich auch selbst überzeugen, ob er ihrer würdig ist und aus welcher Familie er stammt. Als sie zurückkamen, erlöste Jenő Schwarz seine Tochter sofort aus ihrer Ungewissheit. Der junge Mann hatte auf ihn einen guten Eindruck gemacht. «Seine Eltern sind ähnliche Leute wie wir», sagte er zu Miriam, die sich kaum noch gedulden konnte, Béla endlich kennenzulernen.

Vor dem ersten Treffen, das in der Wohnung ihrer Schwester in Budapest stattfinden sollte, bekam sie dann doch ein bisschen Angst. Was, wenn er doch nicht der Richtige ist? Was, wenn er ihr doch nicht gefällt? Oder sie ihm? Als der großgewachsene schlanke Mann ins Wohnzimmer trat, in dem Miriam und ihre Eltern schon warteten, konnte sie ihre Freude kaum verbergen. Das Foto hatte nicht gelogen. Béla war ein wirklich gut aussehender Mann mit feinen Manieren. Während des Abendessens erzählten sich die beiden aus ihrem Leben und spürten eine Vertrautheit, als würden sie sich schon lange kennen. Sie vergaßen ganz ihre Eltern, die bereits über praktische Angelegenheiten des Ehevertrages redeten. Als Béla dann einige Stunden später die Wohnung verließ, war sich Miriam ganz sicher. Er ist der Mann, mit dem sie ihr Leben verbringen möchte. Am nächsten Morgen brachte ein Bote einen großen Strauß roter Rosen, ihrer Lieblingsblumen, in die Dalszinház-Straße, wo ihre Schwester wohnte. Auf der beige-

fügten Karte hatte Béla geschrieben: Ich habe mich in Dich verliebt. Willst Du mich heiraten? Die hübsche, fröhliche junge Frau mit den langen dunklen Haaren, hohen Wangenknochen und einem charmanten Lächeln hatte ihn an diesem Abend ganz verzaubert. Miriam und Béla trafen sich noch mehrmals in Budapest. Sechs Monate später feierte das Paar seine Verlobung in Komárno. Im Herbst 1943 verschickten sie die ersten Einladungskarten zur Hochzeit. Dann aber starb Miriams Vater an einem Herzinfarkt.

Die zwei großen weißen Hunde hören nicht mehr auf zu bellen und wecken das ganze Haus. Jemand klopft heftig an die Tür. Seit mehr als einer Woche sind Miriam, Jacob und ihre Mutter schon bei Lilly und ihrem Mann auf dem Familienguthof. Von den Deutschen haben sie seitdem nichts mehr gehört. Den Gendarmen im Dorf gab Laura Schwarcz Geld, damit sie die Familie in Ruhe lassen und sie warnen, wenn die Deutschen kommen sollten. Vor lauter Schreck schlägt Miriams Herz so kräftig, dass sie das Gefühl hat, es zerspringt gleich. «Wer sind Sie, was wollen Sie?», fragt ihre Mutter durch die verschlossene Tür. Auch Jacob und Lilly stehen im Flur und horchen. Alle haben den gleichen Gedanken: Die Deutschen sind gekommen. «Wohnt hier Miriam Schwarcz?», hören sie eine unbekannte Männerstimme. Niemand antwortet. «Bitte, lassen Sie mich rein, ich heiße Sendrej. Béla Rosenthal schickt mich.» Immer noch misstrauisch, öffnet Laura Schwarcz einen Spaltbreit die Haustür. Der Fremde streckt die rechte Hand aus, in der ein Foto von Miriam und ihrem Verlobten liegt. Der 21-Jährigen wird für einen Moment fast schwindlig vor Freude. Vorgestern, am frühen Morgen, radelte sie heimlich zum Postamt im Dorf und gab dem Mädchen am Schalter ein Geldbündel, damit sie ein Telegramm nach Miskolc schickte. Telefonieren durfte sie als Jüdin nicht mehr. «Das Unkraut ist weiter gewachsen», schrieb sie ihrem Verlobten, «es muss sofort abgeholt werden.» Béla verstand die seltsame Botschaft und schickte diesen Mann.

Der Besucher ist erschöpft. Seit zwei Tagen ist er schon unterwegs. Während er hastig isst, erzählt er, dass er im Zug Furchtbares gesehen hat. Die Gendarmen suchen nach Juden und werfen sie aus den Zügen raus. Deshalb konnte Béla nicht selbst kommen und hat ihn gebeten, Miriam nach Miskolc zu bringen. Laura Schwarcz ist entsetzt. Auch Miriam zögert, obwohl sie sich seit Wochen nichts sehnlicher wünscht, als ihren Verlobten zu sehen und ihn endlich zu heiraten. Wie soll sie aber nach Miskolc kommen, wenn doch überall Gendarmen sind? Aber die beiden Männer haben alles gut vorbereitet. Sendrej greift nach seinem Rucksack und holt Dokumente heraus. «Das sind Papiere meiner Tochter Marika. Damit kann Miriam als Nichtjüdin ohne Gefahr mit mir fahren», redet er auf die Mutter ein. Aber sie will davon nichts hören. Auf gar keinen Fall darf ihre jüngste Tochter dieses Risiko eingehen. Sie soll bei ihr bleiben, bei der Familie. Aber Miriam ist entschlossen: Sie will zu Béla, sofort, er wartet auf sie. «Nie werde ich vergessen, wie mich meine Mutter damals anflehte zu bleiben. Sie sagte zu mir, du bist verrückt, in diesen Zeiten heiratet doch keiner. Aber ich war ein junges Mädchen, so verliebt und voller Pläne. Ich konnte nicht anders. Ich bat sie, mich gehen zu lassen. Ich wollte Béla heiraten und bei ihm sein.»

In der Morgendämmerung verlässt sie den Gutshof. Laura Schwarcz will sie nicht aus ihrer Umarmung lassen, Miriam muss sich fast losreißen. Sie ahnt nicht, dass sie ihre Mutter nie mehr sehen wird. Zweieinhalb Monate später wird Laura Schwarcz in Auschwitz-Birkenau vergast. Als Marika Sendrej geht Miriam auf die gefährliche Reise mit einem Mann, den sie erst seit wenigen Stunden kennt. Die Fahrt nach Komárno verläuft ohne Zwischenfälle. Aber als sie die Tür ihres Stadthauses öffnet, erschrickt sie. Möbel sind umgeworfen, manche fehlen, auf dem Boden liegen verstreut Kleider, Zeitschriften, Bücher und zerbrochenes Geschirr. Bleibe nicht alleine über Nacht im Haus, hatte ihre Mutter sie gebeten. Rasch sucht sie

ihre schönsten Kleider, Schuhe, Strümpfe und Unterwäsche zusammen und wirft sie in einen großen Koffer. Ihr Begleiter wartet schon ungeduldig in der Halle. Als er den Koffer sieht, schüttelt er heftig den Kopf und wird ärgerlich. «Glauben Sie etwa, Fräulein Miriam, dass wir in einen Kurort fahren? Wissen Sie nicht, was in Budapest los ist? Die Juden dort trauen sich kaum noch auf die Straße.» Aber Miriam lässt sich nicht beirren. Schließlich will sie für die Hochzeit schön sein und ihrem Bräutigam gefallen. Sie nehmen den ersten Schnellzug nach Budapest. Ungarische Gendarmen schauen in jedes Abteil: Sind Juden hier? Juden raus! «Sei einfach still und sag kein Wort», schärft Sendrej Miriam ein, der er ein großes Kreuz um den Hals gehängt hat, als wäre sie eine Christin. Auf dem Kopf trägt sie ein schwarzes Kopftuch. Miriams Angst wächst von Stunde zu Stunde. Fast bereut sie es jetzt, ihre Mutter verlassen zu haben. Sie betet still. Zwei Gendarmen reißen die Tür des Abteils auf und sprechen sie an. Sendrej deutet auf Miriams Ohren: «Sie kann Sie nicht verstehen, meine arme Tochter ist taub.»

In den späten Abendstunden erreichen sie Budapest. Am Bahnhof steigen sie in ein Taxi um. Schon während der Fahrt merkt Miriam, dass Budapest nicht mehr die Stadt ist, die sie von ihren früheren Besuchen kannte und so mochte. Die Stadt ist voll von Nazis und ungarischen Polizisten, überall hängen Hakenkreuzfahnen. Jüdische Geschäfte haben geschlossen, die Ladenjalousien sind mit antisemitischen Parolen beschmiert. Miriams Schwester Aranka wohnt im Zentrum, direkt gegenüber dem Budapester Opernhaus. Als Miriam an die Tür klopft, denkt sie voller Panik, dass es Deutsche sind. Mit einem Besuch ihrer jüngeren Schwester hatte sie überhaupt nicht gerechnet. Als Miriam erzählt, dass sie gleich morgen weiter nach Miskolc fahren und dort Béla heiraten will, findet Aranka keine Worte. Ihr Mann sei erst vor einigen Tagen verhaftet worden, sie habe seitdem nichts mehr von ihm gehört, erzählt sie

Miriam. In der großen Wohnung sei sie mit ihren zwei Kindern jetzt allein, traue sich nicht mehr hinauszugehen. Verzweifelt bittet Aranka ihre Schwester, bei ihr zu bleiben. «Wir umarmten uns und weinten. Ich fühlte mich so schlecht, war die ganze Zeit hin- und hergerissen. Was sollte ich machen?» Sie verabschiedet sich und geht. Nach nicht einmal drei Stunden fährt der Zug im Bahnhof von Miskolc ein. Ein Taxifahrer bringt Miriam zum Haus ihrer künftigen Schwiegereltern, wo Béla schon ungeduldig auf sie wartet. Alle sind überglücklich. Sie hat es geschafft. Es ist ihr nichts passiert. Am Abend ruft Béla Rosenthal den Rabbiner herbei. Miriam und er wollen jetzt keine Zeit mehr verlieren, sie möchten sofort heiraten. Während sie auf den Rabbiner warten, zieht sich Miriam in ein Nebenzimmer des Hauses von Bélas Familie zurück. Sie kämpft mit den Tränen. Jetzt vermisst sie ihre Mutter und ihre Geschwister so sehr. Sie ist an ihrem großen Tag ganz alleine, ohne Familie, in einer fremden Stadt. Wie kann sie nur ohne sie heiraten? Wie oft hatte sie sich ihre Hochzeit vorgestellt, wie froh und stolz sie jetzt gewesen wäre, wenn ihre Mutter und ihre Geschwister da wären und sie sehen könnten. Viele Gedanken gehen ihr durch den Kopf, als sie mit Bélas Mutter das Haus verlässt, um das rituelle Tauchbad, die Mikwe, zu nehmen. Dann verdrängt sie die schweren Gedanken. Als sie zurückkehrt, wartet Béla, der Mann, den sie liebt, schon ungeduldig. Im Zimmer stehen auch zehn Männer, die für den Hochzeitsgottesdienst notwendig sind. Als sie dann endlich durch die Tür tritt, verstummen alle und schauen sie mit bewundernden Blicken an. Miriam trägt ein schwarzes Kostüm mit einer weißen Blume, auf dem Kopf einen eleganten Hut. Auf einmal ist ihre Traurigkeit verflogen. «Ich war so glücklich, dass ich es kaum beschreiben kann. Béla war neben mir, und ich liebte ihn so sehr. Das war das Einzige, was in dem Moment zählte.» Beide stehen unter der Chuppa, dem weißen Traubaldachin, und lauschen dem Segen des Rabbiners. Wäh-



Miriam und Béla Rosenthal,
Hochzeitsfoto, 5. 4. 1944, Miskolc

rend Miriam ihren Geliebten siebenmal umkreist, steigen ihr wieder Tränen in die Augen. Dann aber denkt sie an ihr neues Glück mit Béla. «Ab jetzt wird alles gut.» An dem gleichen Tag, dem 5. April 1944, hat die Budapester Regierung für alle Juden den gelben Stern eingeführt. Miriam versteckt den Stern unter der weißen Blume ihres Hochzeitskostüms.

Ihr Eheglück ist nicht von langer Dauer. Anfang Juni 1944 zwingen Gendarmen 10 000 Juden aus Miskolc ins Getto, das im jüdischen Viertel der Stadt entsteht. Für weitere 3500 Juden aus der Umgebung errichten die Behörden das Getto in einer ehemaligen Ziegelsteinfabrik. Bélas Vater, ein Mann mit guten Geschäftsbeziehungen zu Nichtjuden, bittet einen wohlhabenden Gutsbesitzer, seine große Familie zu retten. Er willigt ein und gewährt ihnen Unterschlupf. Miriam und Béla schlafen im Stall, aber das ist ihnen jetzt egal. Das Wichtigste ist, dass sie nicht ins Getto müssen. Es vergehen zwei Wochen in

großer Nervosität. Dann erträgt der Gutsbesitzer die Angst nicht mehr, 30 Juden, die er versteckt hält, können jederzeit einem seiner Arbeiter auffallen. Fast täglich kommen Gendarmen und suchen nach versteckten Juden. Béla kann hier so oder so nicht länger bleiben, vor einigen Tagen schon bekam er den Einberufungsbefehl für den Zwangsarbeitsdienst in den karpatischen Bergen. Der Tag des Abschieds naht. «Ich habe ein ganz starkes Gefühl gehabt, dass ich Béla nie wiedersehen werde. Wir vereinbarten, dass jeder nach Hause geht, wenn das alles zu Ende ist. Ich wollte auf ihn nicht in Miskolc warten, wo ich niemanden kannte, sondern in Komárno, bei meiner Familie.» Miriam muss nun doch ins Getto. 3500 Menschen sind in einer Fabrikhalle zusammengepfercht, Wind und Regen dringen durch die offenen Seiten ungehindert ein. Als sie das sieht, will sie im ersten Moment davonlaufen. Dann steigt in ihr eine nie gekannte Wut auf. Zornig reißt sie ihren großen Koffer auf und greift wahllos hinein. «Ich habe alles rausgeworfen, meine schönen Kleider, das seidene Nachthemd, sogar mein Hochzeitsgewand. Hier, rief ich den Leuten zu, nehmt es, ich brauche das nicht mehr!» Am 11. Juni 1944 beginnen die Deportationen der Juden aus Miskolc und der Umgebung. Bis 16. Juni fahren täglich Züge mit jeweils 3000 Menschen nach Auschwitz-Birkenau. In einem von ihnen sitzt Miriam mit ihren Schwiegereltern, Bélas Schwester, seiner Schwägerin Marica und ihren zwei Kindern, einem Säugling und einem zweijährigen Mädchen. Miriam fürchtet sich vor der Zukunft. Was wird mit uns geschehen? Sie ahnt noch nicht, dass sie im zweiten Monat schwanger ist.